Umfang zwölf Seiten — Einzelbezug 40 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin W 9 / Potsdamer Straße 18
Fernsprecher Amt Lützow 4443 / Anzeigenannahme durch
:-: den Verlag und sämtliche Annoncenbureaus :-:

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahrsbezug 1,50 Mark / Halbjahrsbezug 3 Mark / Jahresbezug 6,— Mark / bei freier Zustellnng / Anzeigenpreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

DRITTER JAHRGANG — BERLIN AUGUST 1912 — NUMMER 123|124

Inhalt: **H. W.:** Bab, der Lyriksucher / **Karl Borromäus Heinrich:** Menschen von Gottes Gnaden / Roman / **Albert Ehrenstein:** Gedichte / **Paul Scheerbart:** Das Ozeansanatorium für Heukranke / **Runge:** Jahrmarkt / **D. Burljuk:** Die Wilden Russlands

Bab, der Lyriksucher

Andere Leute benutzen die schöne Sommerszeit einmal zu baden. Der Oberlehrer Julius Bab hätte es vielleicht auch nötig gehabt. Seit Jahren rennt er auf den Wegen zum Drama hin und her, und hat dabei so viel Staub aufgewirbelt, daß der Menschheit die Ruhe seiner menschlichen Bedürfnisse zu gönnen gewesen wäre. Der Julius Bab erholt sich auf seine Weise und geht zur Sommerzeit in das Theatrum lyricum. Er teilt der Gegenwart mit, „daß der hundertarmige Dämon Theater seine Anteilnahme auf ein paar Wochen freilasse und daß der Vermittler des literarischen Treibens, Raum erhält", ins Theatrum lyricum zu gehen. Herr Julius Bab verspricht, die „Umschau unter dem strengsten Gesichtspunkt einzunehmen". Ich kann nicht finden, daß er unter seinem Gesichtspunkt steht. Seine Augen reichen nur bis zu seiner Brille. Infolge dessen fallen ihm zunächst zwei „starke und reinliche Formtalente" in die Augen. Nämlich

Die Sonne glost im Osten auf,
wir fassen fest die Faust am Knauf.
Der Morgenwind streicht unser Haar,
Sucht einen, der von Sünden bar,
Unterm verlornen Haufen.

Die Stärke ist offenbar die Faust, die Reinlichkeit der Morgenwind, der das Haar streicht, und das Formtalent ist unterm Haufen verloren. Herr Julius Bab kann Heine noch viel besser dichten:

Frühling, komm' und trage
mich mit sanfter Hand,
daß ich nicht mehr frage,
wo mein Heimatland.

Ich frage nur nach dem „ist" und antworte dem Dichter:

Nur unverzagt, auf Gott vertraut,
Es muß doch Frühling werden!

Viel bedeutsamer erscheint dem Julius Bab Franz Werfel. Herr Julius Bab erhofft von dem Poeten, daß er „unserer Lyrik einen neuen Ton schenken wird." Franz Werfel dichtet so:

Die Freunde, die mit mir sich unterhalten
Sonst oft mißmutig, leuchtend vor Vergnügen,
lustwandeln sie in meinen schönen Zügen
wohl Arm in Arm, veredelte Gestalten,

Oder so:

Wer trat herein?
So leicht und unbefangen
Mit einem lila Shawl
und tanzerregten Wangen
wie bei der Damenwahl?

Worauf man mit Julius Bab antworten könnte:

Laß in weichen Winden,
Die auf Feldern geh'n,
Du mich Wohnung finden —
Laß mein Haus ersteh n,

Wo ist der eigene Ton? Im Rhythmus. In der Melodie? Oder will man mir etwa erzählen, daß der sogenannte Inhalt neu sei? Der noch nicht benutzte Shawl, Oder das Engagement der Lyrik für die Damenwahl, oder macht es die Weltanschauung:

Kind, vernimm zu nächtlichem Geleit:
Ewig sind wir, — Wahn ist alle Zeit.

Ich möchte dem Kind zum nächtlichen Geleit etwas besseres wünschen als diese beiden Versplattfüße. Wenn einer schon durchaus neuen Wein in die bekannten alten Schläuche schütten will, dürfte ihm das deshalb schon schwer fallen, weil die alten Schläuche nicht einmal mehr zum alten Eisen geworfen werden können. Sie sind nicht mehr Mode. Und werden selbst im lila Shawl trotz allem Verstecken wieder erkannt. Goethe, Heine und Geibel geben auch zusammen noch keinen neuen Ton. Wenn man ein Erlebnis (den Tschibuktürken überm Ladenschild, sie mit den tanzerregten Wangen) aufschreibt, in erborgten Rhythmen, so ist das noch keine Gestaltung eines Erlebnisses. Herr Julius Bab hat zwar gelesen, daß Erlebnis und Gestaltung ein Kunstwerk mache, nur sieht er durch seine Brille ein Erlebnis, wo keine Gestaltung, und eine Gestaltung, wo kein Erlebnis vorhanden ist. Herr Bab schwärmt für „urwüchsige Erneuerung", wobei nicht recht sichtbar wird, wie eine Erneuerung urwächst, oder überhaupt wächst. Aber auch die urwüchsige Erneuerung ist nur bei einem „Uebergang aus vornehmer Tradition" (Goethe, Heine, Geibel) erhoffenswert. Herr Werfel „wird unserer Lyrik einen neuen Ton schenken", von Max Mell „hat die deutsche Lyrik viel zu erwarten". Sie kommt aber trotz allem nie außer Rand und Band, die Lyrik. Sie wird zu fest in Rand und Band von den Hoffnungsdichtern des Herrn Bab gehalten. Max Mell dichtet etwa so:

Und mit dem Wagen, der schwer
sich am Abend mit Garben belud,
geht er müd' und stolpernd einher.

Und geht ihm durchs Scheunentor nach und schließt es hinter sich zu.

So etwas kündet nach Julius Bab „ein eigenes, starkes, ungehemmt mutiges Verhältnis zum Dasein". Dabei schließet er das Scheunentor hinter sich gut, und schwer herein schwankt der Wagen, kornbeladen. Nicht einmal zieht das muntere Volk der Schnitter mehr zum Tanz. Ja, der Ernst des Lebens tritt an die Lyrik heran. Jetzt heißt es fest gefügte Verse künstlich in die Länge ziehn. Und zwar jeden vierten Vers, damit man auch die Absicht merkt. Aber dieser in die Länge gezogene Vers macht Herrn Julius Bab zum Extatiker: „Max Mell bietet das Beispiel, wie ein Talent durch immer tiefere und reinere Selbstbesinnung aus der Konvention zu eigener und neuer Form schreitet". Kaum schreibt der Herr Bab das Wort schreiten, schon muß er an seine vielen vergeblichen Wege denken. Und mit wehem Ernst bemerkt er: „Es ist ein weiter und schwerer Weg (Gedankenstrich) — und vielleicht nicht einmal der Weg des ganz ursprünglichen Genies, das sich mit einem jugendlich wilden Sprung auf eigenen Boden zu stellen pflegt und erst später und allmälich seinen eigenen Zusammenhang mit der großen Tradition der Formen wieder auffindet". Herr Bab rennt verzweifelt auf fremden Straßen herum, und das ganz ursprüngliche Genie stellt sich mit einem jugendlich wilden Sprung auf eigenen Boden. So machen das die Genies. Aus Wut darüber wird Herr Julius Bab gutbürgerlich und symbolisch. Er wendet sich mit Grimm gegen „die Titanen der Caféhäuser, die sich durch möglichst augenfällige Aneignung des bloßen Symptoms, ungewöhnlich oder möglichst unverständlich sein! „als Genies bemerkbar zu machen suchen". Darauf wird Herr Julius Bab symbolisch und redet von „dem in jedem Sinne grünen Bande der Kondor". Nun ist der Kondor schon deshalb eine schlechte Antologie, weil er Gedichte von Personen enthält, die nicht einmal Dichter sind, und Gedichte von Dichtern, die keine Künstler sind. Mit großem Bedauern lese ich den Namen Else Lasker-Schüler in diesem Buch. Sie wird vielleicht die Gefolgschaft ebensowenig gekannt haben, wie

die drei Dichter, die in dem Buch außer dieser Künstlerin noch enthalten sind. Herr Julius Bab aber wird „an die verzweifelt äußerlichen Formverrenkungen verstiegener Originalitätssucht in den dunkelsten Winkel der berliner Sezession erinnert". Wirklich, berliner Sezession. Dieser Satz zeigt das Verhältnis des Herrn Julius Bab zur Malerei. Man fühlt intensiv die unwahre Anerkennung, die er für die berliner Sezession heutzutage zu empfinden schon für nötig hält. Während seine Seele, seine frühlingstrunkene Seele sich nach der großen Kunstausstellung sehnt, wo man die Formen erkennt. Kann man denn wirklich diesem Unfug der vornehmen Form nie ein Ende machen? Der gebändigten Leidenschaft, der schönen Linie, des edlen Klangs? Natürlich ist Julius Bab für Georg Heym. Georg Heym ist beim Eislauf auf der Havel ertrunken, bemerkt Herr Bab. Natürlich findet Herr Bab in dem letzten Gedicht Heyms deshalb „etwas Dämonisches, ein wissendes, todeswilliges Gelüst". Ich halte ein Ertrinken beim Eislauf nicht für eine todeswillige Angelegenheit, und kann auch nicht finden, daß so etwas tragisch ist. Ich kann auch nicht finden, „daß dieser sinnlose Zufall, der unserer Lyrik das vielleicht stärkste Talent des letzten Jahrzehnts entriß, in irgend einer Ordnung der Dinge doch mehr als Zufall bedeutet". Heym war kein starkes Talent. Herr Bab rühmt seinen harten j a m b i s c h e n Rhythmus, und daß Heym „in ganz kurzen springenden Sätzen e i n e w i l d e J a g d b r e n n e n d e r B i l d e r v o r ü b e r h e t z t". Gewiß, er hetzt Bilder vorüber. Sie brennen zwar nicht. Aber Bilder, Herr Bab, kann man nicht hetzen. Nicht einmal, wenn sie wirklich brennen. Und noch vielweniger in jambischen Rhythmen. Heym hat sich nie in einem Erlebnis gefunden. Ob man den sogenannten Stoff zum Dichten aus Königsmänteln und Purpurbaldachinen, oder aus Dreck und Tintenschwärze herstellt, ist gleichgültig. Man kann trotz Wasserratten und Adamsapfel unoriginell sein. Selbst wenn kein Mensch die Wasserratte und den Adamsapfel u n s e r e r Lyrik auf den nun schon sehr geduldigen Leib geworfen hat. Ein Stoff kann doch wohl nie etwas Geborenes, etwas Ursprüngliches sein. Und davon abgesehen; was ist das für ein Erlebnis, das den Atem nicht ändert. Was ist das für eine Leidenschaft, bei der die Brust sich wie im Schlaf gleichmäßig hebt und senkt. Ist das Gestaltung?:

Aus vielen Pfützen dampft des Blutes Rauch,
die schwarz und rot den braunen Feldweg decken,
und weißlich quillt der toten Pferde Bauch,
die ihre Beine in die Frühe strecken.

S i e h t man einen braunen Feldweg schwarz und rot, wenn man es s a g t. Strecken tote Pferde ihre Beine jambisch in die Frühe? Vielleicht tun sie es. Wie alle Toten. Denn in dem todeswilligen Schwanensang heißt es:

Froh sind die Toten, die zur Ruhe kehren
Und strecken ihre weißen Hände aus
den Engeln zu, die groß und schattig gehen
mit Flügelschlagen durch das hohe Haus.

Engel und tote Pferde sind in demselben Rhythmus erlebt. Kann man stärkere Beweise des fehlenden Erlebnisses beibringen? Oder sind es „springende Sätze" und „gehetzte Bilder", wenn jemand des Reimes wegen Bilder willkürlich zerreißt:

— — — — — Eine Zahl,
Hat jeder Kranke. Und mit weißer Kreide
Sind seine Qualen sauber aufnotiert.
Das Fieber donnert. Ihre Eingeweide
Brennen wie Berge. Und ihr Auge stiert.
Zur Decke auf, wo ein paar große Spinnen
Aus ihrem Bauche lange Fäden ziehn
Sie sitzen auf in ihrem kalten Linnen
Und ihrem Schweiß mit hochgezogenen Knien.

So etwas ist Unfähigkeit. Nicht etwa Gestaltung eines Fieberspitals. Denn eine Messe, dieser Schwanensang, wird genau mit denselben Mitteln „dargestellt":

Bei dreier Kerzen mildem Lichte
Die Leiche schläft. Und hohe Mönche gehen
Um sie herum. Und legen ihre Finger
Manchmal über ihr Angesicht.

Das ist doch wohl keine Gefühlsvorstellung, die „gehetzte" Bilder und „springende" Sätze erfordert. Vielleicht die Unfähigkeit, rhythmisch zu gestalten.

Das ist der Spaziergang des Herrn Julius Bab zur Sommerszeit in der Gegenwart. Ich freue mich für „unsere Lyrik", daß Herr Bab sich bald im Winter seines Mißvergnügens bei dem hundertarmigen Dämon Theater zu deutsch bei Herrn Reinhardt, einfindet, und der Lyrik seine Anteilnahme wieder entzieht. Das Drama kann es ohne seinen Bab nicht aushalten. Er zeige ihm die Wege, die nach Rom führen, dem Ziel aller Oberlehrer. Wir bleiben im Lande, zu dem kein Weg führt.

H. W.

Menschen von Gottes Gnaden

Aus den Bekenntnissen des Herrn Lieutenant Miéville, nachmaligen Paters Bonaventura S. J.

Von Karl Borromäus Heinrich

Fortsetzung

A n d e n h o c h w ü r d i g e n P a t e r B o n a v e n t u r a S. J., C h a m f o r t (Belgien)
In deo pax!

Wien 7. Februar 1894

Hochwürdiger Bruder in Christo dem Herrn,

ich bin Deiner Angelegenheit während der letzten Wochen mit großem Eifer nachgegangen, was mich in den Stand setzt, Dir heute die gewünschten Nachrichten zu geben.

So muß ich Dir denn zu meiner großen Betrübnis mitteilen, daß das immerhin bemerkenswerte unhöfliche, zehnjährige Schweigen, das Baron Frangart und seine Familie Dir als einzige Antwort auf Deine Briefe gegeben haben, sich aus mancherlei traurigen Begebenheiten erklärt, die Gott, in Seiner unerforschlichen Absicht, über diese edle Familie verhängt hat. Wobei ich von vorn herein dem Wunsche Ausdruck gebe, und auch der innigen Ueberzeugung, daß Er alles, so oder so, zu einem guten Ende führen werde. Denn er hat in Seiner großen Gnade unserer heiligen Kirche drei Selige aus der Familie Frangart zugeführt, die im dreizehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert von den Päpsten ritu als solche erklärt worden sind. Freilich sind, was sehr zu beklagen ist, seit dem siebzehnten Jahrhundert sieben der Herren von Frangart im Zweikampf getötet worden, allemal mit ihrem Verschulden, indem sie Frauen aus edlen Geschlechtern, obwohl selbst verheiratet, wider alle Heiligkeit der Ehe begehrt und verführt hatten.

Im Hause des jetzigen Herrn von Frangart ist es folgendermaßen hergegangen: Die verehrungswürdige Freifrau von Frangart liegt seit der Geburt ihres einzigen Kindes und noch länger krank. Sie ist daher in der Gesellschaft hier persönlich nahezu unbekannt. Schon vor neun Jahren mußte sie auf Geheiß der Aerzte, die das hiesige Klima als nachteilig für sie erklärten, in den Süden übersiedeln. Sie wohnt jetzt in dem winzigen Stammschloß der Frangarts, auf Frangart bei Sigmundskron in Südtirol. Man hat mir erzählt, daß sie dort mit ihrem Kind zusammen in schweigsamer ununterbrochenen Ruhe, ohne irgend welche Menschen zu empfangen oder zu besuchen, die Tage hinbringe. Das Kind, Fritz P. J. Frangart, dessen zarte Schönheit in der ganzen Gegend dort berühmt sein soll, erhält seinen Unterricht von einem geistlichen Mitbruder, der von Bozen aus jeden Tag in das Schloß fährt. Er hat mir über die Begabung des jungen Herrn, über seine Leichtigkeit im Erfassen aller geistlichen und weltlichen Dinge, ebenso viel Rühmliches geschrieben wie Trauriges über seine beispiellose Trägheit und seine unerschütterliche Selbstgenügsamkeit. Er macht indes große Fortschritte; es soll mit ihm sein wie mit einem Menschen, der schon alles von selbst und von lange her weiß und dem man nur daran zu erinnern braucht. Im übrigen aber lehne er alle freie Zeit an der Mauer des Schlosses, das auf einer Höhe liegt, lasse sich schweigsam von der satten Sonnne des Südens bescheinen und sehe immerfort hinunter in das lichtgetränkte farbenreiche Tal.

Nach diesen Mitteilungen unseres geistlichen Mitbruders zu schließen, muß es ein sehr merkwürdiger Knabe sein; dazu kommt, daß er sich im Verkehr mit den Menschen einer ebenso natürliche Höflichkeit als vollkommenen Kälte befleißigt er soll garnicht das Bedürfnis haben, das sonst den Kindern eigen ist, sich anzuschließen und Zutrauen zu bezeugen. Die Mutter lebt sehr fromm und betet viel; aber sie liegt und träumt den ganzen Tag. Ich gebe dir den Schluß des Briefes unseres Mitbruders in wörtlicher Uebersetzung:

„Selten fährt die Freifrau mit dem jungen Herrn aus. Ihr schmächtiger Körper ist dann in Decken gehüllt, ihre tiefliegenden Augen träumen in die Ferne (die Leute hier sagen: sie hat ein „allwissendes Geschau', d. i. oculos omnisapientes). Sie nickt von Zeit zu Zeit langsam mit dem blassen Haupt, aber sie scheint niemand von all denen zu sehen, die sie ehrfurchtsvoll begrüßen. Bei ihrem Anblick füllen sich die Augen unserer Landbewohnerinnen mit Tränen. — Neben ihr aber sitzt ihr Sohn, der junge Herr von Frangart, und sieht kalt und gleichmütig über alle hinweg. Er ist seiner Mutter aus dem Gesicht geschnitten, nur das seine kindlichen Züge schon hart sind, ganz wie gemeißelt, wie auf unsern ältesten Denkmälern und Bildern. Seine schwarzen Haare sind leicht gelockt, die seiner Mutter leicht ergraut.

In der Frangarter Kirche beten die Bauern freiwillig nach jeder Messe ein Paternoster für die Gesundheit der edlen Frau im Schloß.

Ich kann garnicht aussprechen, wie wir alle hier die beiden lieben; die Mutter ist wahrlich wie ein Hauch und Schatten aus der andern Welt, der Sohn aber, in seiner zierlichen Schlankheit, ein geborener Herr."

So schreibt unser Mitbruder in Bozen. Wenn Dich, hochwürdiger Bruder in Christo, schon manches in diesen Nachrichten betrüben wird, besonders das über die Gesundheit der verehrten Frau Gesagte, — wie wird es vollends Dein Herz zerreißen, wenn ich, nur durch deinen dringenden Wunsch bewogen, Dir die Wahrheit über den Vater und Gemahl eröffne. Oh, über die harte Aufgabe, die Du mir gestellt hast!

In der ersten Zeit seiner Ehe soll der Baron Frangart, der noch immer in Wien Dienst macht, mit allen Zeichen eines schwer bekümmerten Menschen herumgegangen sein. Das hat sich auch nach der Geburt seines Sohnes nicht sogleich geändert. Aber als Mutter und Sohn nach dem Süden übersiedelt waren, stürzte sich der Vater in den Strudel der Welt. Wieviele leichtsinnige Dinge werden nicht von ihm erzählt! Wieviele Frauen hat er verführt, ohne auf göttliche und menschliche Gesetze zu achten! Gilt er doch als einer der schönsten Männer der großen Gesellschaft; bei diesen Abenteuern magert er jedes

Jahr mehr und mehr ab, indes erhöht dies nur die Eleganz und Geschmeidigkeit seiner Haltung. „Oh diese Taille, oh diese Taille!“ kann man die verrückten Damen hier flöten hören. Seine Augen strahlen die Glut der südlichen Sonne wieder, unter der er geboren ist. (In seiner Heimat gibt es viele schöne Leute; der Rotwein macht sie schlank; die Sonne bräunt ihre stolzen Gesichter; ihre Augen sind dunkel und gefährlich. Verzeih diese Einschaltung, hochwürdiger Bruder in Christo! — spricht doch jeder gern von seinen Landsleuten!)

Der Baron Frangart lebt durchaus wie ein Junggeselle. — Alle verderblichen Eigenschaften seiner Vorfahren scheinen sich in ihm gleichsam gesammelt zu haben und, nunmehr losgelassen, ihr Spiel zu treiben. Nur ein einziges Mal, sagt man, hat er Frau und Sohn besucht und soll ärger zurückgekommen sein, als er hingefahren war.

Ein Verwandter seiner Frau, Marquis Choiseul, ist vor drei Jahren nach Wien gekommen, um ihn zur Rede zu stellen. Der Marquis bereut wohl, daß er die beiden zusammengeführt hat. Bei Sr. Majestät, unserm Kaiser, hat er sich eine Audienz erbeten. Sie wurde ihm gewährt. „Kaiserliche Majestät,“ soll er gesagt haben, „mir scheint, der Baron Frangart, Gemahl der früheren Komtesse Riom, täte gut, die Armee zu verlassen und zu seiner Familie heimzukehren. Eure Majestät würden mich zu Dank verpflichten, wenn Sie ihm das sagten.“ Es wird berichtet, daß seine Majestät sehr gnädig zu dem alten Herrn gewesen sei, aber ihm seinen Wunsch, weil Baron Frangart eben doch ein sehr zukunftsreicher Offizier ist, hat abschlagen müssen. Es läuft überdies eine kuriose Anekdote um: Seine Majestät fragt den Marquis Choiseul, ob er in Frankreich irgendein öffentliches Amt bkleide. „Votre Majesté Impériale,“ antwortete der Marquis, „nous autres les Choiseuls, nous n'avons point accepté de charge publique depuis 1789. Après la Revolution, cela n'aurait pas été digne de nous ni de nos traditions.“ „Ah!“ sagte Seine Majestät lächelnd, „voyez, cher marquis, vous êtes donc de beaucoup plus nobles que moi, qui exerce-là le métier d'empereur!“ — „Loin de moi cette pensée, mais votre Majesté Impériale l' exerce par gráce de Dieu et non pas en France.“ Man hat den alten stolzen Herrn sehr respektiert.

Bevor er von hier abreiste, enterbte er den Baron Frangart, der viel Geld verbraucht hat, zugunsten seiner Frau und seines Sohnes.

Eine Dame der hiesigen Gesellschaft, die den Baron Frangart auf eine verrückte Weise, und so liebte, daß man sich öffentlich darüber moquierte, soll ihm tags darauf zwanzig Tausendkronenscheine ins Haus geschickt haben. Sie hatte einen Zettel beigelegt: „Wenn nötig — Fortsetzung folgt.“ Als die lächerliche Dame den Nachmittag dieses Tages an seinem Haus vorüberfuhr, stand er schon am Fenster, zerriß, ohne einen Blick auf den Wagen zu werfen, die zwanzig Scheine in kleine Stücke und ließ sie hinunterflattern. „Wenn nötig — Fortsetzung folgt!“ schrie er dabei wiederholt. Die Dame mußte Wien verlassen, um dem Gespött zu entgehen, das sich allseitig laut erhob. Aber sie ist leider nicht die einzige, die seinetwegen Ehre und Achtung in der Gesellschaft verloren hat. — Seine religiösen Pflichten erfüllt der Baron Frangart regelmäßig. Auch er soll in manchen Tagen in bitterster Melancholie und Einsamkeit das Zimmer hüten. Aber nachher beginnt er das unsinnige Leben von vorn, und ohne daß auch nur eine Spur von Wandel der Gesinnung ersichtlich würde. Gott behüte ihn vor einem unchristlichen Ende!

Dies, hochwürdiger Bruder in Christo, ist die bedauerliche Wahrheit über den Baron Frangart. Wenn er Dein Freund ist, wie es nach Deinem Briefe scheint, so bete unablässig für ihn! Wenn er es nicht ist, bete trotzdem!

Ach hochwürdiger Bruder, manchmal denke ich mir, wieviel ruhiger und angenehmer mein Leben verflösse, wenn ich irgendwo auf dem Lande und nicht hier, in einer Pfarrerei, zu der fast ausschließlich die Menschen der großen Gesellschaft gehören, zubrächte. Wieviel weniger Dinge erführe ich dann, die mein und nunmehr auch Dein Herz mit Sorge erfüllen!

Aber wir müssen dort ausharren, wohin wir gestellt sind. So liegt es im Sinne der Vorsehung, Welcher Dich hiermit empfiehlt

Dein Dich liebender Bruder in Christo
Canisius S. J.

Eine Zeitungsnachricht

In der Nacht vom vierten auf den fünften April 1896 erhielt Pater Bonaventura ein Telegramm des Paters Canisius aus Wien mit den kurzen Worten: „Baron Frangart gestorben. Brief folgt“. Der Brief kam expreß am Mittag des nächsten Tages. Er enthielt einen Ausschnitt aus einer Wiener Zeitung, nebst einer, offenbar in der Eile deutsch abgefaßten Bemerkung von der Hand des Paters Canisius.

Die Zeitungsnotiz lautete (im zeitungsdeutsch, nicht übersetzt): „Heute morgen verschied unerwartet rasch eine der hoffnungsvollsten Zierden der österreichischen Armee, Hauptmann Baron Frangart. Die Nachricht wird allgemein mit Bedauern aufgenommen werden, indem wohl jeder, der mit Baron Frangart, sei es nun dienstlich oder in persönlichem Verkehr, zu tun gehabt hat, das beste Andenken an ihn mit fortgenommen haben dürfte. Ueber die Ursache des so plötzlichen Todes hüllen sich die maßgebenden Stellen in tiefstes Stillschweigen. Man geht wohl nicht fehl, wenn man das Ableben des Baron Frangart mit einem Ehrenhandel in Verbindung bringt. Die Beerdigung findet in aller Stille zu Frangart in Südtirol statt, wo der jäh Verschiedene in der Familiengruft beigesetzt wird“.

Diese Notiz war von folgenden lakonischen Worten des Paters Canisius begleitet:

„Baron Frangart ist tot. Er hat sich öfter duelliert, als zulässig wäre, selbst wenn man darauf baut, daß einem Gott wohl will. Der Baron hat nach dem tödlichen Schusse noch zwei Stunden gelebt, und somit war ihm die Gnade gewährt, die heiligen Sterbesakramente zu empfangen, aus meiner eigenen unwürdigen Hand, und im Schoße unserer Kirche zu sterben. — Er hat mir für Dich, geliebter Bruder, ein Schriftstück übergeben lassen, das ich jedoch nur Dir persönlich auszufolgern habe. Ich nehme also an, daß ich, obzwar der Anlaß tieftraurig ist, die Freude haben soll, Dich bald zu umarmen

als Dein niedriger Bruder in Christo
Canisius S. J.“

Pater Bonaventura, der nur die Zeitungsnotiz genau und die Zeilen des Paters Canisius sehr flüchtig, ja gegen den Schluß hin gar nicht las (es fiel ihm beschwerlich, deutsche Handschrift zu lesen), erbat sich von seinem Obern einige Tage Urlaub zur Reise nach Frangart; er ging dabei von der Meinung aus, daß er im gegenwärtigen Moment der Witwe und dem jungen Baron Fritz mit Rat und Tat nützen könne.

Einige Stunden nach Mittag befand er sich schon auf der Fahrt nach München—Innsbruck—Bozen. Er saß kaum im Zuge, da traf im Ordenshaus ein Telegramm des Alten auf Choiseul ein, das die merkwürdigen Worte enthielt: „Wissen Sie, daß Baron Frangart tot ist, Sie brauchen nicht zu seiner Beerdigung zu fahren, da ich wahrscheinlich selbst hinkomme. Choiseul“.

Da Pater Bonaventura nun schon einmal unterwegs war, hielt man es im Hause nicht für nötig, ihm diese Depesche nachzusenden.

Die Versuchung

Der Zug, der den Pater Bonaventura gegen München führte, war gerade in Ingolstadt ausgelaufen. Die Reisenden mußten die Betten der Schlafwagen verlassen und sich ankleiden. Pater Bonaventura, der ja in Deutschland sein Ordenskleid nicht tragen durfte, steckte heute in einem karrierten englischen Reiseanzug. Er lächelte, als er sich, im Spiegel des Coupés, in diesem weltlichen Aeußern erblickt. Seit beinahe zehn Jahren, ja, seit 1894, hatte er ununterbrochen das Habit seines Ordens getragen. Wie merkwürdig, daß er das Kleid der Welt, das er bei der Hochzeit seines Freundes ausgezogen hatte, nunmehr bei seiner Beerdigung zum ersten Male wieder anzog!

Draußen schien es Tag werden zu wollen; aber man sah nichts von der Landschaft, da ein dichter Nebel alles verdeckte.

Pater Bonaventura blickte, wie zufällig, nochmals in den Spiegel. Er fand, daß er sich immerhin noch gut machte in diesem englischen Stoff. Plötzlich ertappte er sich bei seinen Gedanken und errötete. In leiser Verwirrung fing er an zu beten und suchte den weltlichen Sinn zu verscheuchen. Er betete, bis der Zug durch den dichtesten Nebel in München einfuhr. Das war gegen sieben Uhr, und er wußte, daß er hier genügend Zeit haben werde, seine Messe zu lesen, da der Zug erst gegen neun Uhr nach Bozen weitergehen sollte. Er nahm sich am Bahnhof einen Wagen und fuhr durch die graue Neuhauserstraße, deren häßliche moderne Häuser seltsam übernächtig aussahen, zum Lieb-Frauendom. In der Sakristei legitimierte er sich und las dann die Messe an einem der alten Altäre dieser dunkeln und doch so farbenreichen, fast südlichen Kirche. Er las die Messe im schwarzen Ornat, für das Heil der Seele des Baron Frangart. Zum ersten Mal dachte er dabei eigentlich mit vollem Bewußtsein an dessen Tod und fühlte sich tief erschüttert; Und während er die Episteln überlas, blieb er stecken, und seine Gedanken irrten weit ab. Jene schreckliche Nacht fiel ihm ein, die Hochzeitsnacht des Baron Frangart, für den er jetzt die Messe aufopferte. Sein geistiger Blick senkte sich in die grausige Tiefe des Geheimnisses, worin Gottes Ratschluß unerforschlich gehüllt ist. Eine zarte Trauer beschlich seine Seele. Wie, wenn er damals vorausgesehen hätte, daß Baronin Frangart in zwölf Jahren Witwe sein werde? . . . .

Aber wiederum regte sich sein stets wachsames und geschultes Gewissen, das gleich einem mißtrauischen treuen Hunde vor der Pforte seiner Seele lag, um jeden unerwünschten Gedanken, der da Eintritt suchte, mit seinen Bissen zu töten, — und verwies ihm, zum zweiten Mal am heutigen Tage, alle weltlichen Gedanken. Er zürnte sich selbst, daß er sich so wenig in der Gewalt hatte; er suchte eine Entschuldigung und schob seine Zerstreutheit auf den Umstand, daß er der genügsamen Stille seines Ordenshauses so plötzlich entrückt worden sei. Verloren blickte er noch einen Augenblick in das schwermutsvolle Dunkel der Kirche hinein und las dann, nach einem langen Seufzer, die Messe weiter. Beim Paternoster sprach er den Satz: „et ne nos inducas in tentationen“ zwei, dreimal . . . .

Verträumt, müde und schläfrig saß er um neun Uhr wieder im rollenden Zuge. Der Halbschlaf brachte ihm längst versunkene Bilder zurück: er stand mit Komtesse Riom am Fenster des Schlosses Choiseul. „Sehen Sie, Miéville, wie schön!“ rief sie, auf irgendeinen Baum hinausdeutend, und legte ihre zarte Hand in liebenswürdiger Erregung auf seinen Arm. Und der Schlafende erschauerte, wie er damals im Wachen erschauert war . . . .

Dann aber warf er seine Schläfrigkeit von sich, ging auf den Korridor des Wagens hinaus und lehnte sich betrübt an das geschlossene Fenster. Draußen senkten sich Wolken von Schnee auf die

farblosen Felder herab, in dichten schweren Flokken. Die nahen Berge wurden in verschwommenen Umrissen sichtbar; auch sie waren ganz mit Schnee bedeckt. Ach, dieser rauhe einförmige deutsche Winter! Das Blut des Romanen regte sich in ihm und erbitterte sich gegen die Monotonie der Landschaft. Dann wieder bezwang er sich und verfiel in Nachdenken. Ja, ein solches Klima mußte rauhe, tapfere und genügsame Menschen erzeugen. Er erinnerte sich einiger Deutschen in seinem Ordenshaus. Welch strenge, unbeugsame und doch im Gehorchen so bewundernswerte Menschen! Ihre Heimat ist unwirklich und erlaubt ihnen nicht, sich schnell zu verbrauchen. Sie sind so langsam im Genuß und in der Entwicklung — mehrere Jahrhunderte hinter den romanischen Rassen zurück, die sich um soviel schneller verzehren als sie schneller leben .... Wie gerade und zielbewußt war der Weg, den diese Deutschen eben jetzt gingen! Wie machtlos erschienen ihm in diesem Augenblicke, trotz ihrer Gewandtheit, die Romanen, gegen diese kriegerische deutsche Nation, die sich mit der zermalmenden Langsamkeit ausbreiten würde, mit der sie schon einmal, nach dem römischen imperium, die leichtlebigen verglühenden südlichen Völker überwunden hatte ...

Sein Auge füllte sich mit Tränen. Oh, es war alles umsonst, es war nicht mehr anzukämpfen gegen dieses gelassene streng erzogene Volk! Was half alle romanische Geschmeidigkeit, aller élan gegen das schwerfällige, aber unerbittliche Vordringen dieser immer noch jungen Nation! ... Er dachte an die anarchischen Zustände Frankreichs und an die bettelhafte Fremdenindustrie Italiens. Und wieder traten ihm Tränen in die Augen.

Der Zug verließ Innsbruck. Und während er den Brenner hinauffuhr, in langsamen keuchenden langweiligen Windungen, dem Auge des Romanen die ganze widerwärtige Häßlichkeit der ungeschlachten weißgrauen Bergmassen preisgebend, knüpften sich Bonaventuras Gedanken fort. Er schaute zurück in die deutsche Geschichte. Welches merkwürdige Schauspiel! Die Germanen hatten die römische Weltherrlichkeit zerstört. Aber war es nicht ein Symbol ihrer vornehmen Anerkennung einer vornehmen, älteren Kultur, daß sich Karl der Große vom Pabst die deutsche Kaiserkrone verleihen ließ? ....

Oh die katholische Kirche! Ihre Organisation war das verfeinerte, zu längstem Leben bestimmte Erzeugnis römischen, romanischen Geistes. Und vor ihm hatten sich die Germanen, trotz politischer Uebermacht, gebeugt! ... Wie gut verstand er auch jenen armen jungen deutschen Kaiser, den sie den Römling nannten! Wie fühlte er ihm nach, daß er alle Machtfülle für nichts achtete gegen die überlegene Geistigkeit einer älteren Kultur! ... Lange umarmten die Gedanken des Abbé voll Mitleid das Geschick jenes deutschen Kaisers, der sein Herz im Süden hatte und seinen Tron im Norden.

„Der abscheuliche Brenner" (wie ihn der Abbé in Gedanken nannte) war endlich überwunden. Schneefrei, farbreichere Bergspitzen wurden sichtbar. Der Himmel bläute sich und erschien höher als vordem. Bäume, Häuser und Menschen gewannen erst Form und Ausdruck in der durchsichtigen reinlichen Luft, die hier wehte. Und als der Zug in Franzensfeste hielt, sah Bonaventura mit tiefster Rührung zu der warmen strahlenden Sonne empor.

Oh der Süden! Der klare, ausgebreitete, farbige, plastische Reichtum des Südens! Und zum dritten Mal während dieser Fahrt, in deren weißgraue und grauweiße Dürftigkeit er mit Schaudern zurückblickte, fühlte sich Bonaventura dem Weinen nahe, aus jenem heimatlichen Gefühl der Dankbarkeit heraus, mit dem er die satte, lebensfrohe, südliche Landschaft als blutsverwandt, als romanisch umarmte ... Er stand an der Mauer des Bahnhofes, schloß in seligem Taumel die Augen und ließ sich von der mächtigen triumphierenden Sonne mit reinstem Licht überfluten. „Du armer junger deutscher Kaiser!" murmelte er, „ich versteh dich so gut! ... Wärest Du hier, ich würde Dich streicheln, Dich liebkosen, Dich umarmen. Ich würde zu Dir sagen: laß diese nordische Macht, dieses schläfrige Ansehen, das Du dort genießt! Was liegt noch am Ansehen, wenn es einen friert! was liegt an der Macht, wenn sie sich über graue Länder erstreckt! Komm, hier hast Du heimgefunden! Ja, richte Deine Augen aufwärts! Hier ist der Himmel nicht so niedrig, daß man mit dem Kopf anstößt, wie drüben. Hier ist es warm; hier strahlt die Sonne wie hunderttausend Diamanten. Hier wölbt sich der Himmel so hoch, daß Du ihn nicht ermessen kannst. Hier leuchten Farben, Farben! Hier schlummern noch Rätsel. Hier kannst Du noch irr gehen; niemand nimmt es übel. Hier darfst Du noch weinen, lachen, schreien, singen!"

Bonaventura hielt voll seelischer Bewegung inne in seinem Gespräch. Er genoß immerfort die weiche Luft und die liebevollen Strahlen der Sonne; aber zugleich starrte er betroffen, wie als ob er eine ferne oder nahe Gefahr sähe, in die Leere. ... Schließlich schüttelte er heftig den erhitzten Kopf; denn er wußte keineswegs, woran er mit sich war —.

Er wußte es auch noch nicht, als er wieder in den Zug einsteigen mußte, der nun gegen den Süden weiterging. Wie um sich zu erlösen, lenkte er seine Gedanken wieder ins Allgemeine. Der heiße leidenschaftliche mystische Charakter der romanischen Frömmigkeit erhob sich vor seiner Seele; und, in natürlicher Verbindung mit dem kalten Bild des Brenners, die Gestalt des deutschen protestantischen Reformators, der den Gottesdienst vereinfacht, erklärt und ernüchtert hatte. Er verglich im Geist katholische und protestantische Kirchen: den von allen Seiten mit jahrhundertelanger Begeisterung geschaffenen Reichtum der einen, und die gewollte rauhe, nackte Armut der andern. Nein, er als Romane, würde die Protestanten nie verstehen! Aber er verstand, daß diese Art der Verehrung Gottes bei den Deutschen Boden gewinnen konnte. Und er erschrak einen Augenblick vor der herben preußischen Größe, vor ihrer unwirtlichen Einfachheit, vor ihrer kalten Ruhe ... Und mit einem Male war es ihm, als ob er eines der Grundgesetze der religiösen Entwicklung europäischer Rassen entdeckt hätte: der romanische Geist, ins Glühen gebracht durch die reiche lachende Sonne des Südens, suchte nach allen Geheimnissen, nach allen Verwicklungen der Seele; die Germanen aber, denen eine immerfeuchte Luft die Sonne und den Himmel verdüsterte, strebten nach Klarheit, nach Vereinfachung ... Von da aus glaubte er lebhaft und deutlich einen ewigen Unterschied zwischen romanischer und germanischer Kultur zu erkennen; denn schließlich war doch für ihn das religiöse Leben die Quelle aller Kultur ... Jetzt also, gingen seine Gedanken weiter (und seine milden, dunklen Augen umflorten sich), war die Zeit gekommen, wo die Germanen ein zweites Mal den Primat in Europa übernehmen sollten .... Ach, sein romanischer Stolz ertrug diese Vorstellung nicht! Er flüchtete sich in die ihm heilige Idee eines imperiums der katholischen Kirche. War die katholische nicht in Europa die Kuturmacht mit der längsten, reichsten Tradition! Vielleicht lag es im Willen Gottes, durch die ungebrochene Jugend der germanischen Rasse jenen Geist des Materialismus überwinden zu lassen, der sich im vergangenen Jahrhundert der romanischen Staaten gleich einer verheerenden Perversität bemächtigt hatte! Und wer war berufener als die Deutschen, dieses einfache kriegerische Volk, jenen zersetzenden Geist niederzukämpfen, der ihm selbst noch so fremd war! Dann aber, wenn diese weltgeschichtliche Aufgabe gelöst war, — war dann nicht der Boden bereitet für die allgemeine Versöhnung der Rassen, die er nur im religiösen Sinn begreifen konnte! Und wessen Aufgabe konnte hinwiederum diese weite religiöse Versöhnung sein, wenn nicht die der katholischen Kirche, der „ecclesia triumphans", wie sie geweissagt war ... Und überwältigt von dieser Vision, an die er als Romane glaubte und als Katholik glauben mußte, hob er wie segnend die Hände über die in der heiteren südlichen Sonne ausgebreitete, farbenreiche, plastische Landschaft.

Fortsetzung folgt!

Gedichte

Von Albert Ehrenstein

Verzeihung

Im Bette lag sie,
bleich, ausgehärmt
und arg zerlitten
von des Lebens
Tag auf Tag.
Aus ihren armen Augen
starrten meine Sünden
mir entgegen
Mal an Mal.
Und aber, da ich mich
zu ihren Faltenhändchen
beugte, neigte
sie sich über mich
und ihrer Seele
letzter Hauch
segnete mich,
wie eine Rose
gelb und welk
im Fallen noch
den Boden küßt.

Traum

Als ich die Nacht durchwachte,
kam mir die Zeit herein,
hin glitten sachte
Träume und Tode mein.

Der Knabe, der im Sande
mit Muscheln Spiele trieb,
mit manchem Tande
die Zeit vorüberhieb,

derselbe stets zu sein!
O weh der Muschelspiele,
du lange Weile,
ihr ewig gleichen Ziele —

nur nicht auch tot derselbe sein!

Das Ozeansanatorium für Heukranke

Telegramm-Novelette

Von Paul Scheerbart

An Lika Lee, San Franzisko.

Hier wieder gräßliches Heufieber. Werde Schnupfen und Niesen nicht los. Aerzte sagen: dorthin gehen, wo kein Gras wächst. Die Aerzte haben leicht reden! Sollen wir im Sommer am

Nordpol oder am Südpol leben? Telegraphiere doch, ob Euch nicht ein guter Rat einfällt. Ich muß diesen wieder beniesen.

Gruß von Liesen Thakeray, Chikago.

2. Mai 1910.

An Liese Thakeray, Chikago.

Hier auch im dicksten Heufieber. Aber wir sind aller Welt voraus. Eichkatz, Du hast keine Ahnung von Weltgeschichte. Wo wächst denn kein Gras? Mitten im großen Ozean — da wächst kein Gras — da können Grasblütenpollen nicht mehr hin. Also: stürzen wir uns in den großen Ozean — dann ist alle Heukrankheit überwunden. Eichkatz, sei schlau. Wir machen Tournee zusammen. Willst Du? Lika.

2. Mai 1910.

An Lika Lee, San Franzisko.

Ich soll mich drei Monate auf Ozeandampfer langweilen? Mich da totessen? Dackel, Dir rappelt es wohl. Was meinst Du mit Sturz im Ozean? Sei doch nicht so geheimnisvoll. Tournee mach ich gern mit. Mit Papa kann ich machen, was ich will. Der gibt die Banknoten sackweise. Aber — doch nicht für eine dreimonatige Dampferfahrt — mit Seekrankheit und ewigem Heißhunger und Kajütengefängnis. Dackel, ich glaube: Das meinst Du auch garnicht. Du hast ein Geheimnis vor mir, Deiner treuesten Freundin. Sei offen! Offenbare Dich! Warum seid ihr weiter in der Weltgeschichte als Eichkatz? Das versteh ich nicht — wie so vieles andere. Ich habe die Weisheit nicht mit Löffeln gefressen. Davon wird man ja korpulent. Nun entschließe Dich und tu Dein Geheimnis kund — sonst ist Dir ewig böse Dein neugieriges Eichkatz mit dem Heufieber und dem großen Niesen.

2. Mai 1910.

An Liese Thakeray, Chikago.

Du, liebes Eichkatz, bist nicht so dumm, wie Du aussiehst. Gleich merkst Du was. Du weißt natürlich, daß ich die Dampferzellen im Magen habe, trotzdem sie so viel Magengenüsse bieten. Kurzum: hier große Gesellschaft in der Bildung begriffen. Die will schwimmende Inseln bauen — mit luftigen bunten Glaspavillons. Papa stark interessiert dabei — viele Glasfirmen ebenfalls. Schwimmende Städte soll's geben mit Lawn-Tennisplätzen — mit Seeterrassen und vielen anderen Dingen. Was weiß ich? Da kann ich den Baumeistern nicht so leicht folgen. Ich bin ja auch nicht so furchtbar gelehrt — sonst wär' ich ja korpulenter. Sehr gewandte Onkels sind dabei. Mich wollen sie immer belehren, kann nur nicht so schnell kapieren. Aber wir kriegen einen Glaspavillon erster Güte — mit doppelten Glaswänden und Aussichtsturm. Die Geschichte wird fein, Schleppdampfer ziehen unsere Insel. Die Heufrage ist gelöst. Ich bin ganz weg vor Entzücken und Dein treuer Dackel.

3, Mai 1910.

Mr. Thakeray, Chikago.

Sie sind von verschiedenen Seiten falsch unterrichtet. Es handelt sich hier nicht um ein phantastisches Unternehmen. Die Sache hat eine sehr gesunde Basis. Ganz Amerika wird vom Heufieber geplagt. Die Pollenblüher, deren Samen meilenweit herumfliegen, verbreiten ein Gift, das im Menschen allerdings zunächst nur Schnupfen und Niesen — aber sehr bald auch asthmatische Beschwerden auslöst. Dem muß begegnet werden. Auf dem Festland und auf jeder Insel sind aber blühende Gräser überall, Wir müssen also mitten im Ozean während der Blütezeit wohnen — dann geht alles weg. Unsere „Ozeansanatoriumsgesellschaft für Heukrankkranke" hat das Richtige gefunden: schwimmende Inseln im Ozean — die immer dort schwimmen müssen, wo alles Festland und die Naturinseln Hunderte von Meilen entfernt sind. Erde auf unsern Schwimmenden nicht vorhanden. So nur kann die Heukrankheit überwunden werden. Natürlich muß man Geld wie Heu haben, wenn man das Heufieber überwinden will. Darum wenden wir uns an Sie, Mr. Thackeray. Etwas Apartes muß eine schwimmende Insel von zwei Quadratkilometer schon haben. Darum sind wir für Glasarchitektur. Wir können daneben auch Glasersatz verwenden — eine auf Draht gezogene Gelatinemasse, die wie Leder ist und durchsichtig. Man kann die Masse immer wieder ausbessern, und jede Farbe nimmt sie an. Ein guter Ersatz. Wir bitten sehr um baldigste Nachricht der Beteiligung wegen; Miß Liese Thakeray, Ihre Tochter, ist auch begeistert von diesem Sanatorium. Wir können auf hunderttausend reichste Kurgäste zählen. Das Unternehmen hat eine sehr gesunde Basis und macht auch gesund

Hochachtungsvoll!

Türk, Baumeister, San Franzisko.

7. Mai 1910.

Mr. Türk, San Franzisko.

Meinen Sie: ich kenne das Gründen nicht? Da sind Sie sehr schief gewickelt. Sie sind ein Phantast. Gegen die schwimmenden Sanatorien habe ich nichts, beteilige mich gern an dem Geschäft. Aber wozu denn das Glas? Das ist doch sehr schwer. Leichte Gebäude müssen auf den schwimmenden Inseln verwandt werden. Und ein paar Blumenarrangements dürfen nicht fehlen. Gar keine Erde — Unsinn. Glasheller Blödsinn. Also: seien Sie nicht so phantastisch, und versuchen Sie nicht, mehrere Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, sonst bekommen Sie gar keine. Das mit dem Glasersatz aus Gelatine kenne ich ganz genau — das ist nur so ein Köder. Nachher kommen die Glasfabriken und liefern so viel Glas, daß alles Geld nur für diese Glasfabriken da ist. Das gönne ich diesen Herren nicht. Hochachtungsvoll!

8. Mai 1910. Thakeray, Chikago.

Mr, Thakeray, Chikago.

Das mit den Blumenarrangements und der Erde nicht durchführbar. Aerzte sagen: dann nehmen wir gleich das Heufieber mit. Ueberlegen Sie sich doch die Sache: Erde und Blumen sind doch im Heusanatorium das Widersinnigste der gesamten Weltgeschichte. Für die Blumen aber müssen wir doch einen Ersatz haben. Das müssen Sie doch einsehen. Und — wo ist der Ersatz? Doch nur in den Bunten Gläsern kann er sein. Seien Sie doch nicht so wütend auf die Glasfabriken. Wir gründen selbst welche. Und dann beteiligen Sie sich auch bei unseren Glasfabriken. Das mit der Schwere lassen Sie unsre Sorge sein. Das mit dem Glasersatz war ganz ehrlich gemeint. Aber wir müssen doch auch etwas fürs Auge haben. Wir können doch die Reichen nicht durch ärmliche Arrangements anlocken. Ohne Glas baue ich die Inseln nicht. Ich habe nicht Lust, mich durch Knauserei zu ruinieren. Ich bitte um Nachricht, ob Sie überzeugt sind. An Miß Liese Thakeray telegraphiere ich gleichzeitig.

Hochachtungsvoll! Türk, San Franzisko.

8. Mai 1910.

Miß Lee, San Franzisko.

Ihr Vater zu umständlich. Verzeihen Sie, daß ich sehr kurz entschlossen bin: darf ich um Ihre Hand bitten? Wenn Sie meine Gattin sind, kann ich der Sanatoriumsgesellschaft mit vielen Millionen unter die Arme greifen. Bitte Entsschlußververkündung binnen drei Tagen.

Hochachtungsvoll!

Borromäus, Glasfabrikenbesitzer, Milwaukee

9. Mai 1910.

Mr. Türk, San Franzisko,

Die Geschichte von der Aermlichkeit ist wirklich einleuchtend. Gut! Blumen sind nicht gut, sagt auch mein alter Hausarzt, der sehr viel vom Heufieber versteht. Glas als Ersatz für die Blumen — buntes Glas — wie die Glasfenster in den Kathedralen Europas — nicht so übel. Aber — die Kosten sind da doch sehr beträchtlich. Vergessen Sie nicht, daß wir überall doppelte Glaswände brauchen. Und die sollen innen und außen in vielfarbigen Ornamenten mit bester Verbleiung zusammengehalten werden — außerdem noch durch starke Stahlgerüste. Zwischen den Wänden sind die Kühl- und die Heizapparate unterzubringen — außerdem das elektrische Licht. Herr! Herr! Herr! Dazu ist Geld nötig. Das Geld muß dazu da sein — wie Heu — wie Heu! Schwindelt Ihnen nicht? Festsaal in der Mitte und große Seeterrassen — Badegelegenheit in besonderen Badehäusern! Wollen Sie die auch aus buntem Glas herstellen, Meinetwegen! Buntes Glas in Doppelwänden ist ja nicht durchsichtig. Automobile müssen auch auf dieser Bretterwelt vorhanden sein. Und schließlich werden wir nicht umhin können, ganze Lampionalleen anzulegen. Jedenfalls wär's eine Art Lichtstadt. Aber — was das kostet! Mein Vermögen .... Na — immerhin — machen Sie's doch kurz — heiraten Sie meine Liese — dieses Eichkatz — dann ließe sich weiter über die Sache reden. Gruß Thackeray, Chikago.

9. Mai 1910.

An Lika Lee, San Franzisko.

Du, Dackel, wie sieht Türk denn aus? Er will mich heiraten, Papa schmunzelt dazu. Mir kommt die Geschichte etwas konstantinopolitanisch vor. Schreibe, was ich tun soll. Das Ozeansanatorium muß jedenfalls gegründet werden. Er schwärmt jedenfalls ungeheuerlich für die Glasarchitektur und für die Lichtinsel und die Lampionspäße des Nachts unterm Sternenhimmel Dein fanatisiertes Eichkatz

11. Mai 1910.

An Liese Thakeray, Chikago.

Für die Idee gehen wir ins Feuer und ins Wasser. Ich heirate einen Glasfabrikantenbesitzer. Mach nicht soviel Umstände. Jedenfalls hab ich mächtig viel zu tun mit Eisenkonstruktionen und Verbleiungen. Muß viel lernen. Entschuldige die Eile. Ganz Dein Dackel.

11. Mai 1910.

Mr. Borromäus, Milwaukee.

Jetzt wird alles gehen. Aber die Hauptsache ist jetzt die feste Grundlage der Insel. Das Ganze muß auf großen eisernen Schalen ruhen. Das ist nicht im Handumdrehen gemacht. Wir können nicht vor Weihnachten mit dem Gerippe fertig sein. Aber, wenn alles gut geht, stechen wir übers Jahr um diese Zeit in See. Sie Mr. Barromäus, müssen bis dahin mit den Häusern und Anlagen fertig sein.

Hochachtungsvoll! Türk, San Franzisko.

13. Mai 1910.

Mr. Thackeray, Chikago.

Lieber Papa! Wir sind also mitten im großen Ozean und nennen unsere Insel Isle-Thackeray-Lee. Meine Freundin Frau Borromäus, geb. Lee, gen. Dackel, hat ihren Papa schon hergelotst. In einem Jahr sind wir fertig gewesen. Aber die Arbeit! Der große Saal strahlt. Und des Nachts sieht die Insel aus! Oh, was werden sich die Walfische und die Eisbären wundern, wenn wir mal nach Norden fahren, Die neuen Schattenschirme (ganz weiße) von Mr, Borromäus sind famos. Die Schleppdampfer drehen die Insel so, daß das Licht der Sonne immer von der gleichen Seite kommt. Mein Atelier für farbige Glasornamentik ist herrlicher als alle Boudoirs der französischen Königinnen. Komme bald Papa! Du wirst hier gefeiert — wie ein

alter Sonnengott, Du hast uns die Lichtarchitektur geschaffen. Ich habe mich auch für die Idee geopfert und bin Frau Türk geworden. Aber das ist gar nicht so übel — man lernt doch was dabei von Ornamentik. Wir grüßen Dich alle, und ich bin

15. Mai 1911.

Dein altes Eichkatz.

Jahrmarkt

Kalte grauende Winterluft
fiel zerschrieen und zerpfiffen
über Bretterbudengewimmel.
Ein Judenhimmel
geschäftete sich überall
für zehn Pfennige
in den Straßen..

Wir aber drangen
in langen
Schritten
mitten
durch

Sahen Kinder heulen
und sich verbeulen.
Männer trinken
Mädchen winken
Trugen durch Kaufen
Saufen
und Neid
Gelässige Heiterkeit.

Fingen auf
alle schnellen Wunden
in weitem Hohn
Spielten hin
in den schlagenden Tag
alle Sinne.
Nachtverstohlen
fanden wir hier und da
uraltewiggelabt
glühende Lust

Runge

Die „Wilden" Rußlands

Von D. Burljuk

Der Realismus verändert sich in Impressionismus. In der Kunst rein realistisch zu bleiben, ist undenkbar. Alles in der Kunst ist mehr oder weniger realistisch. Es ist aber unmöglich, auf diesem „mehr oder weniger", Prinzipien einer Schule zu bauen. „Mehr oder weniger" ist keine Aesthetik. Der Realismus ist nur eine Species des Impressionismus. Der Impressionismus aber, das heißt das Leben durch das Prisma eines Erlebnisses, ist schon ein schöpferisches Leben des Lebens. Mein Erlebnis ist eine Umgestaltung der Welt. Das Vertiefen in ein Erlebnis bringt mich zur schöpferischen Vertiefung. Das Schöpfen ist gleichzeitig das Schöpfen der Erlebnisse und das Schöpfen der Gestaltung. Die Schöpfungsgesetze sind die einzige Aesthetik des Impressionismus. Und dies ist zur selben Zeit die Aesthetik des Symbolismus. Der „Impressionismus", ist ein oberflächlicher Symbolismus.

„Vielleicht geht aus den Werken Raffaels und Tizians ein vollerer Kreis der Regeln hervor, als daß bei Monet und Renoir der Fall ist, und trotzdem ziehe ich die geringeren Werke der Künstler denen vor, die sich mit einer Darstellung der „Venus mit einem Hündchen" oder eines „Mädchens mit einem Stieglitz" begnügten. Diese Bilder können uns nichts Neues sagen, da wir zu unserer Zeit gehören und ihre Meinungen und Gefühle teilen". (Henri Matisse.)

„Eine Renaissance wird hauptsächlich nicht durch vollkommene Werke hervorgerufen, sondern durch die Kraft und durch die Einheitlichkeit des Ideals bei einer lebensvollen Generation". (Maurice Denis).

Der für Dezember geplante Kongreß der russischen Künstler soll in erster Linie versuchen eine Milieu zu schaffen, welches für diese Einheitlichkeit nötig ist. Dieses Ziel wird auch in diesem Falle die jungen Kräfte vereinigen, das heißt die Künstler, die sich nicht an Selbstzufriedenheit ergötzen, sondern neue Wege in der Kunst suchen und den nationalen und den Brotkorbinteressen die idealen Ziele der internationalen Kunst vorziehen.

Es ist eine eigene Sache mit der Kunst. Wenn irgend ein Kongreß im Interesse irgend eines technischen Gebietes — Luftschiffahrt, Seeschiffahrt, Automobilsport und dergleichen — versammeln würde, so würden ganz bestimmt alle Kongressmitglieder einstimmig zugeben, daß wir hinter den anderen Nationen stehen, daß „Rußland" im Vergleich mit Westeuropa weit hinten geblieben ist. Und es würde festgestellt, daß die Westeuropäische Kultur auch noch heute gerade so wie zu Zeiten Peter des Großen für uns ein anstrebenswertes Ideal sein soll.

Anders steht es aber auf jedem geistigen Gebiete, das heißt auch in der Malerei. Hier fehlen die fühlbaren Beweise eines fliegenden Aeroplans, Die Kunst ist eben keine Krupp'sche Kanone, welche die Beweisfähigkeit in großem Maße besitzt, Jede theoretische Selbstüberschätzung wird hier zum Schweigen gebracht. Und leider ist die Selbstüberschätzung einer der charakteristischen russischen Charakterzüge — je weniger Kultur, je größer dieser Wahn. Dieser Wahn ist selbstredend sehr bequem: er beseitigt das unruhige Suchen, das unruhige Schaffen, welche die größten Feinde des „Oblomofftums" sind schon der Kunstschriftsteller Alexander Banois (einer der bekanntesten russischen Sezessionisten) hat richtig bemerkt, daß „die russischen Künstler sich durch eine schreckenerfüllende Faulheit auszeichnen — ja! die russischen Künstler sind am Oblomofftum krank — und in diesem Falle sind sie wirklich national!"

Fortsetzung folgt

Beachtenswerte Bücher

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Falle statt

J. GRESHOFF
Het Gefoelied Glas / Persoons-en
Bockerbeschripvingen
Verlag L. A. Dickhoff jr. 's-Gravenhage

BALLHAUS / LYRISCHES FLUGBLATT
Verlag A. R. Meyer / Berlin Wilmersdorf

GOTTFRIED BENN
Morgue und andere Gedichte
Verlag A. R. Meyer / Berlin-Wilmersdorf

DE WITTE MIER
Eine kleine Monatsschrift für Bücherfreunde unter Leitung von J. Greshoff. In holländischer Sprache
Verlag C. M. B. Gixon / Apeldoorn / Holland

BOTHO GRAEF
Hodlers und Hofmanns Wandbilder in der Universität Jena
Verlag Eugen Diederich's / Jena

FRANCIS VIELé GRIFFIN
La Lumière de Grèce
Paris Editionsde la Nouveite Reoue Française / Marcel Rivière et Cie

THADDÄUS RITTNER
Ich kenne Sie / Novellen
Wien und Leipzig / Deutsch-Oesterreichischer Verlag

ALDO PALAZZESCHI
II Codice di Perelá
Romanzo Futurista
Mailand / Edizioni Futuriste di „Poesia"

ALBERT EHRENSTEIN
Der Selbstmord eines Katers / Novellen
München / Verlag Georg Müller

F. T. MARINETTI
Distruzione / Poema
Mailand / Edizioni Futuriste di „Poesia"
La Momie sanglante
Poeme dramatique
Editions du „Verde e Azzuro" / Milan
D'Annunzio intime
4e édition
Editions du „Verde e Azzuro" / Milan
Le Roi Bombance
Tragédie satirique, 3e édition
Edition du „Mercure de France" / Paris
La Ville Charnelle
4e édition
E. Sansot et Cie. / éditeurs / Paris

CARL DALLAGO
Philister
Brenner-Verlag / Innsbruck.

KARL KRAUS
Nestroy und die Nachwelt
zum fünfzigsten Todestag
Verlag Jahoda und Siegel/Wien

PIERRE HAMP
Vieille Histoire
Contes écrits dans le Nord
Paris / Editions de la Nouvelle Revue Française/ Marcel Rivière et Co

SVEND BORBERG
Liliths Bog
Kopenhagen / Gyldendals Forlag

NICOLAS BEAUDUIN
Les Poètes
Paris / E. Basset et Cie / Editeurs

JEAN BONNEROT
Province / Carnets de Vogoge
Moulins [Allier] / Les Cahiers du Centre

AAGE VON KOHL
Der Weg durch die Nacht / Roman
Verlag Rütter und Loening / Frankfurt am Main

Notiz

Die Holzschnitte auf der fünften Seite jeder Nummer sind von Mitgliedern der Neuen Sezession.

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

Ständige Ausstellungen der Zeitschrift Der Sturm

Königin-Augusta-Strasse 51
gegenüber der von-der-Heydt-Strasse

FRANZÖSISCHE EXPRESSIONISTEN

Braque / Derain / Friesz / Herbin / Maric Laurencin / Vlaminck

Geöffnet täglich von 10 bis 6 Uhr
Eintritt 1 Mark Dauerkarte 6 Mark

KÜNSTLERISCHE RÄUME

ALBERT KOBLINSKY.
BERLIN·BRÜCKEN·ALLEE 6

!! Auf allen Bahnhöfen zu haben !!

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen
Herausgeber:
Ludwig Thoma·Hermann Hesse
Vierteljährlich 13 Hefte

Preis des einzelnen Heftes 50 Pf.
im Abonnement:
durch Buchhändler oder Postämter das Vierteljahr 6 Mk.,
direkt unter Kreuzband das Vierteljahr:
für das Inland 7 Mk. 50 Pf., für das Ausland 8 Mk. 50 Pf.

Barmer Zeitung, Nr. 78 vom 1. April 1912: Mit dem soeben erschienenen Heft 13 beschließt der „März" das erste Quartal des laufenden Jahrganges. Es sei deshalb wiederholt auf diese unabhängige und vielseitige Wochenschrift aufmerksam gemacht, die in ihrer ganzen Haltung die freie und frische Atmosphäre Münchens erkennen läßt mit dem herben Hauch, der von den benachbarten Bergriesen weht. Der „März" ist wie der „Simplizissimus" ein bodenständiges Gewächs, das nur in München zum Blühen und Gedeihen kommen konnte. Seine charaktervolle Eigenart hat nichts zu tun mit süddeutschem Partikularismus und Mainlinienüberlieferung. Im Gegenteil ist der „März" süddeutsch im besten Sinne, auch im Kern großdeutsch, und er bedeutet in seiner Anerkennung süddeutscher und norddeutscher Art in ihren Verschiedenheiten nichts weniger als eine geistige Brücke zwischen Nord und Süd. Immer ist der „März" anregend und frisch wie auch das vor uns liegende Schlußheft des ersten Quartals, das von den folgenden das beste erwarten läßt.

Probenummern gratis und franko vom
März-Verlag G. m. b. H., München
Kaulbachstraße 91.

Les Marges

5 rue Chaptal / Paris

Diese literarische Zeitschrift veröffentlichte das französische Original der Tagebücher Flauberts, deren Uebertragung in Deutschland verboten wurde.

L'Effort Libre
früher: L'Effort
Monatsschrift
:: Herausgeber: ::
Jean Richard Bloch
Poitiers (Vienne)

L' Indépendance
Halbmonatsschrift
Künste, Kultur, Philosophie, Politik
: Jahresbezug: 15 Francs :
Paris / 31 rue Jacob

Theaterbühnen
liefert und verleiht
Minuth G. m. b. H.
Berlin 26, - Mpl. 4612
Oranienstrasse 6

Wichtig für die Herren Chefs!!

Stenotypistinnen, nach dem
„Tast-System"
ausgebildet, leisten

30-50 Prozent mehr

als die nach der alten Methode
::: ausgebildeten Typistinnen :::

Interessenten erhalten weitere Informationen von:

Smith Premier Typewriter Co.
Berlin W 8, Friedrichstrasse 62
Tel.: Zentrum 11734/11736

Schont die Nerven.
Wirklicher Bohnenkaffee · Kein Surrogat.

Les Editions de la **Nouvelle Revue française** ont publié:

Emile Verhaeren: Hélène de Sparte / drame en 4 actes
Paul Claudel: L'Otage / drame en 3 actes
L'Annonce faite à Marie / mystère en 4 actes
André Gide; Isabelle / récit
Ch.-L. Philippe: La Mère et l'Enfant
Lettres de jeunesse

Chaque volume 3,50 francs

31 / rue Jacob / Paris

Ausstellungen, Salons Kunsthandlungen etc.

CASPER'S Kunst-Salon

Potsdamer Strasse 19 — Eintritt 50 Pf

Kollektion Gemälde von d'Espagnat und Schwarz-Weiss-Ausstellung von

Corinth	Klimt	Raffaelli
Forain	Leistikow	Paetschke
Hance	Liebermann	Skarbina
Helleu	Menzel	Slevogt

GRAPHISCHES KABINETT

Buch- und Kunsthandlung, Antiquariat, Verlag
:: BERLIN W 15, Kurfürstendamm 33 ::

Ständige Ausstellung moderner Graphik

Im Eckhause, gegenüb. d. Sezession Eingang Grolmannstr.
Illustriert. Katalog u. Prospekte gratis.

:EINTRITT FREI:

Ankauf guter Graphik und illustrierter Bücher

Atelier Hanni Schwarz

Inhaberinnen: Marie Luise Schmidt u. Hanni Schwarz
:-: **Berlin W 30, Hohenstaufenstrasse 44 III** :-:
Fernsprech-Anschluss: Amt Lützow 9110 :: Fahrstuhl
Geöffnet: Wochentags von 9-6, Sonntags von 10-1 Uhr

Photographische Arbeiten jeder Art in künstlerischer Ausführung

Aufnahmen in natürlichen Farben

Spezialität: Kinderaufnahmen und Aufnahmen im eigenen Heim :: Kurse für Armateure

FRITZ STOLPE

BERLIN W 35
Gentiner Strasse 42

Gegründet im Jahre 1873. :-: Fernsprecher Amt Lützow 3752

Fabrik für Gemälderahmen

In allen historischen und neueren Stilarten

Kopien v. Rahmen nach alten Meistern in Origiaal-Goldtönungen

Sämtliche **Vergolderwaren** Moderne und andere Vergoldungen an Möbeln, Innen-Architekturen usw.

Kunst-Einrahmungen

Reparaturen u. Neuvergoldungen aller Gegenstände. Aufarbeiten :: aller Arten Antiken. Reinigen von Gemälden und Stichen ::

FRITZ MERKER

Charlottenburg-Schillerstr. 94
Amt Charlottenburg 8337

PASSEPARTOUTFABRIK :: BUCHBINDEREI :: :: ZEICHENMAPPEN
AUFZIEHEN V. ZEICHNUNGEN MODERNE BUCHEINBÄNDE

KÜNSTLER-MAGAZIN FRITZ BERGMANN

Steglitz ◻ Schützenstr. 54
: Fernsprecher: Amt Steglitz 482 :

:-: Architektur - Buchbinderei :-:
Elektrische Lichtpausanstalt mit Motorbetrieb
Passepartout-Fabrikation :-: Bildereinrahmung

Brunshaupten

in Mecklenburg

Ostseebad

Pension Ahlemann

Beste Verpflegung, saubere schöne Zimmer, in der Nähe des Strandes,
:: :: **Billige Preise.** :: ::
Für Herbst sehr geeignet.

Lehranstalten ◻ Kurse

Mal- und Zeichenschule

Stilleben ⁘ Landschaft ⁘ Portrait
OTTO BEYER, Hektorstr.17, am Kurfürstendamm
Man verlange Prospekte

Holzschnitzen, Modellieren, Zeichnen
Täglich 9—1 Uhr Eintritt jederzeit.
Modellieren für Architekten täglich von 5—7 oder 7—9 Uhr
Abendakt täglich 7—9 Uhr Mark —,50
Atelier Kurfürstendamm 243 parterre gegenüber dem Zoo.
Bildhauer HARDERS Berlin-Charlottenburg

Modellieren und Zeichnen

Vorbereitung für die Akademie
KARL HEYNEN-DUMONT
Charlottenburg, Leibnitzstr. 32, Atelier
Mässige Honorare

E. L. Kirchner
Max Pechstein
Wilmersdorf
Durlacherstr.14

Moderner Unterricht in Malerei

Buchhandlungen

Edmund Meyer

Buchhändler u. Antiquar

:: BERLIN W. 35 ::
Potsdamerstrasse 127b
Amt Lützow 5850

Soeben erschienen:
Antiquariats-Katalog XXX Kunstblätter aller Art illustrierte Bücher in deutscher, französischer und englischer Sprache
Bitte gratis zu verlangen

Reuss & Pollack

Buchhandlung, Antiquariat
Potsdamerstrasse 118c
:: BERLIN W. 35 ::
Fernsprecher: Amt Lützow 2829
Graphisches Kabinet Der Neuen Sezession

Paul Graupe

Antiquariat
Berlin W 35
Lützowstrasse 38

Kleine Anzeigen

Titania-Schreibmaschine

Erste deutsche Schreibmaschine m. Typenhebeln a. Kugellagern
Fabrikat der Akt.-Gess. Mix & Genest, Schöneberg-Berlin
Generalvertreter für Berlin u. Mark Brandenburg
Louis Stangen / Linkstrasse 12 Telefon: Kurfürst 2425

Im Herbst erscheint:

Mein Herz

Ein Liebesroman mit Bildern und wirklich lebenden Menschen
von
Else Lasker-Schüler

Preis geh. ca. M. 3,— geb M. 4,—

Prospekte kostenlos durch den Verlag
Heinrich F. S. Bachmair, Müchen Kurfürstenstr. 39.

Zeitschrift Der Sturm

Ständige Ausstellung
Königin-Augusta-Str. 51
gegenüb. der von-der-Heydt-Strasse zwisch. Hohenzollern- u. Friedrich-Wilhelm Strasse
Täglich, auch Sonntags, geöffnet
Eintritt 1 M./Jahreskarte 6 M
Zurzeit:
Französische Expressionisten

Herrnfeld Theater

Wie man Männer bessert.

Die **Orig.-Klabrias-Partie**

Beide Stücke mit Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.

Anf. 8 Uhr. Vorverk. 11-2 (Theaterk.)

Neue Secession

:: BERLIN ::
Eingetragener Verein

Passive Mitglieder
der
: Neuen Secession :
erhalten jährlich
1 mehrere graphische Arbeiten
2 die Zeitschrift Der Sturm frei zugestellt
3 freien Eintritt zu den Veranstaltungen der N. S.

Mitgliedsbeitrag halbjährl. 15 M.
Geschäftsstelle der Neuen Secession Steglitz
Miquelstr. 7a Fernruf Stgl. 2699

Die Fackel

HERAUSGEBER
Karl Kraus

Erscheint in zwangl. Folge

Nummer 351/353

soeben erschienen

Preis 90 Pfennig

ÜBERALL ERHÄLTLICH
auch auf den Bahnhöfen

Werbeband der Fackel
50 Pfennig

Verlag Die Fackel / Wien III 2

Bruno Sellin, Berlin S. 14.